

Laudatio auf Andreas Koziol

Empfänger der *Eugen-Viehof-Ehrengabe 2005*

Die poetischen Zustandsbilder, die Andreas Koziol entwirft, verstören und bleiben haften. Sie lassen staunen über die Bedeutungsmöglichkeiten der Wörter, stutzen, auflachen und erschrecken über den Aberwitz.

die ausgekochten stehlen uns die zeit, denn die himmlichste geduld ist lichtgeschwindigkeit.

Der Spott des zum Satz ausgewachsenen Oxymorons erzählt auch von einer Eigenschaft seines Verfassers. Dieser Autor kann innehalten und warten.

1957 in Suhl/Thüringen geboren, lebt er seit 1980 in Berlin, so der zumeist knappe biografische Verweis. Andreas Koziol wurde Schriftsteller, Nachdichter und Mitherausgeber von zwei inoffiziellen Zeitschriften – *ariadnefabrik* und *verwendung* – am Prenzlauer Berg, Ost-Berlin, „Inmitten vorwiegend jüngerer Dichter, die ihre Schreibprämissen nicht mehr in den Vorratskammern der Funktionszuweisungen suchten, sondern in einer möglichst radikalen Erforschung ihrer Subjektivität“ (Peter Böhlig).

Im Jahr 1990 erschien mit *abriß der ariadnefabrik* die erste legale Veröffentlichung. Dann kamen die eigenen Bücher. Gezählt habe ich vierzehn Titel:

die Gedichtbände *mehr über rauten und türme*, *Ein Buch der Schlafwandlungen*, *7 Gedichte*, das Franz Blei zuwinkende *Bestiarium literaricum*, Prosa und Gedichte in *Sammlung*, der Roman *Lebenslauf*, 2004 die Prosasammlung *Anpassungen*; Herausgaben, unter anderem von Uwe Gressmanns *Schilda Komplex*: diverse Künstlerbücher, zuletzt 2005 *rumor*.

Unter dem „kurzlebigen Pseudo“ H. Gurwizz stammen aus Andreas Koziols Feder auch Vignetten und Zeichnungen. Sie schmücken oder vielleicht besser erweitern in der Art eines Prismas hin und wieder seine Texte.

Das Debüt *mehr über rauten und türme* erschien 1991 in der von Gerhard Wolf herausgegebenen Reihe *Außer der Reihe* im *Aufbau-Verlag* mit Gedichten aus den Jahren 1984 bis 1988.

Raute und Turm, sie bilden ein mehrdimensionales, spannungsgeladenes Wortpaar. Die Raute, wild auf warmen Feldhängen und in Weinbergen wachsend, wurde im Mittelalter als Heilpflanze geschätzt. Als Gegenmittel zu Vergiftungen und als Sedativum. „Denn die Wärme der Raute vermindert die unechte Wärme der Melancholie und mäßigt die unechte Kälte der Melancholie“ wissen wir von Elisabeth von Bingen. Gegenüber stehen verschiedenste Bedeutungen des Turms: Kirchturm, deutscher Burgturm, Leuchtturm, Elfenbeinturm, Babylonischer Turm, Hölderlins Turm, Turmgesellschaft, Wachturm. Wachtürme an der Grenze, die Deutschland teilte, nahe Suhl und direkt in Berlin. Das ungleiche Paar funktioniert wie ein Relais, um „... aus der ‚wüste der details‘ die ‚ader für das ornament‘“ zu graben und „... ihr den pulsschlag des gewissens“ zu verleihen. Denn „die maske für den karneval der sinne, gedicht genannt, umspannt das ungesagte“. Und das Ungesagte wird zur treibenden Kraft in einem poetischen Verfahren, das Andreas Koziol auch später immer wieder neu variieren wird. Unverdächtig jeder „avantgardistischen Pose“ (Karim Saab) geht es ihm darum, neue Sprache in der vorhandenen zu finden, die Geschichtlichkeit der Bedeutungen und ihre Mehrdeutigkeiten freizulegen. Oder anders gesagt: Es geht ihm um die Erneuerung der Sprache, um das Offenlegen unbeschriebener Zäsuren und unerzählter Sozialisierungsprozesse.

Die Texte verschränken sich zu einem Panorama deutscher Befindlichkeit in einem ganz eigenen Kosmos von Poesie.

In den „additionen der differenzen“ liegen auch alle Anschlußstellen blank für Gattungsgrenzen sprengende Erzählformen und Sprechweisen: über Träume, in denen das Schreiben noch geholfen hat, über einen, „... der ständig den vater am bein hat“, vom „tanz mit den regeln“ und vom Tanz der Lettern „zum vergnügen der distanzen zwischen allen formen der umschreibung“.

Vor fünfzehn Jahren nahm Andreas Koziol – unweit in Calw – für die Zeitschrift *verwendung* den *Hermann-Hesse-Preis* mit entgegen. Rückblickend sagte er zur Gründungsintention von inoffiziellen Zeitschriften in den 80er Jahren in der DDR:

Es herrschte damals eine Lähmung und der Wunsch, sich an Aktivitäten zu beteiligen, die man selber nicht kausal mit dieser Lähmung in Verbindung bringen könne, also etwas Außerstaatliches, warum also nicht ein inoffizielles Zeitschriftenprojekt.

In der Tradition der expressionistischen originalgraphischen Künstlerschriften richtete *verwendung* ausdrücklich den Blick nach Ost und West in die innovativen gegenwärtigen Kunstszene, bot sie die Texte in der Originalsprache und in deutscher Übersetzung. Gewürdigt wurden mit dem *Hesse-Preis* Programm und Ausstattung der in Kleinstauflage und im Selbstverlag erschienenen Zeitschrift. Gewürdigt wurde auch das erinnerungswerte persönliche Engagement Einzelner, in einer Zeit von Stillstand und verbrauchten Utopien nicht zu verstummen, sondern künstlerische Aktivitäten zu entfalten und für den Widerspruch eine neue Sprache zu suchen.

Die Zeitschrift *verwendung* wurde längst eingestellt. Die Bedingungen ihres Erscheinens haben sich überlebt. Andreas Koziol pflegt das Nachdichten und bleibt sich bei Wahl der Autoren treu. Er übersetzt vorwiegend aus dem Englischen und Russischen, Klassiker, Autoren der Avantgarde, der Beat-Generation, der Slam-Poetry: Edgar Allen Poe und Gerard Manley Hopkins, John Barton Epstein, Paul Durcan und Bob Kaufman. Er dichtete Boris Pasternak nach und Alexej Tarkowskij. In den 80er Jahren erschienen in der DDR Chlebnikov, Jessenin, Anna Achmatowa. Fritz Mierau brachte den Band *Russen in Berlin* heraus. Leben und Werk der russischen Autoren wuchsen sich zu einer virulenten Erfahrung für die Autoren aus, berührten im Kern die dichterische Existenz und trafen in die ganz schwarzen Kapitel der Geschichte. Und einmalig seit der Biermann-Ausbürgerung tat sich ein unstrittiger, konstruktiver Raum auf, der zum Generationengespräch hätte führen können. Wenigstens ein paar Spuren sind erhalten. Auch in den Zeitschriften, die Andreas Koziol mitverantwortete.

Unvergessen die Nachdichtungen von Elke Erb, Heinz Czechowski, Sarah und Rainer Kirsch, von Marga Erb im *Reclam Verlag* und bei *Volk und Welt*. Unvergessen in der *ariadnefabrik* Adolf Endlers Notierungen zu einer Zeichnung von Max Ernst aus dem Jahr 1939. Oder Fritz Mieraus Texte über Franz Jung und seinen Freund Emil Szittyä.

1992 dann in der *Friedenauer Presse* ein literarisches Ereignis: die Notizbücher von Daniil Charms *Die Kunst ist ein Schrank*. 1924 bis 1940, herausgegeben von Peter Urban.

Charms, ein Verehrer Gogols und Chlebnikows, war Mitglied der Künstler-Vereinigung der realen Kunst Oberiu. Ende der dreißiger Jahre, nach Kriminalisierung der Gruppe und der Verbannung der meisten Mitglieder, nach der großen Lebenskrise von 1933, im Jahrzehnt der Prozesse und des Terrors, sagte Charms: Das Wichtigste für ihn sei nicht die Kunst gewesen, sondern das Leben. „Schaffung des Lebens als Kunst“ war für Charms keine Kategorie ästhetischer Ordnung, sondern einer existentiellen Ordnung.

„Nach wie vor, auch nach dem Wegfall der Zensur, gleicht der literarische Nachlass von Daniil Charms einem Steinbruch, aus dem sich mancher den ihm passenden Quader herausgebrochen hat“, schreibt Peter Urban in der Editorischen Notiz. Wie oft bin ich beim Schreiben von Charms zu

Koziol gewandert, hin und zurück. Ich möchte aus Andreas Koziols Gedicht „Die Nacht zeigte sich“ und dem Zwiegespräch mit dem „sehr abgetragenen Mantel“ lesen, damit Sie aus seiner Feder erfahren, was mich zu solchem Vergleich bewegen mochte.

*– Armer Sack – hörte ich mich da unvermittelt
zu meinem Staubmantel an der Garderobe sagen
– kannst dir einen besseren Menschen
auch nicht aus dem Ärmel schütteln, wie?
Was läßt du die Flügel so hängen,
wie ein Rabe, der an dem romantischen Aas resigniert,
das er täglich begleiten muß auf seinem Weg durch den Bauch
dieser Hauptstadt...*

So möchte ich loben:

Andreas Koziols anhaltende Kraft, gegen das, was er als falschen Schein erlebt, das Schreiben zu lenken.

Seine verlässliche Unbeirrbarkeit, aus Gegenwelten poetische Entgegnungswelten zu entwickeln. Seine fortwährende Entdeckungslust auf die Literaturen aus Ost und West. Denn seine Fundstücke leben stets doppelt weiter: in Nachdichtungen und als Material im Prozeß der Aneignung neuer ästhetischer Erfahrungen in den eigenen Büchern.

Seine Empfindsamkeit für zusammenklingende Stimmen aus verschiedenen Zeiten und Kulturen und seine Phantasie und Experimentierfreude an Brückenbögen aus Themen und Gattungen und Kunstformen.

Und: Seine bedachte Verwegenheit, mit den Konsequenzen einer ungeteilten künstlerischen Existenz tatsächlich zu leben.

Ingrid Sonntag, Deutsche Schillerstiftung von 1859: *Ehrungen – Berichte – Dokumentationen*, 2005